

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 4

Artikel: Das Menschlein Matthias [Fortsetzung]

Autor: Ilg, Paul

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634455>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Sennersdöche in Wort und Bild

Nr. 4 - 25. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

26. Januar 1935

Winterbild. Von Albert Fischli.*)

Bergaufwärts eine Doppelpur im reinen Schnee;
Den festgeprägten Stäufen eines Mannes dicht
Zur Seite zierlich leichter Mädelchenfüße Tritt:
Kein Zweifel, vor mir wanderte ein liebend Paar
Hinauf in dieses Winter-Märchenparadies.
Sie schritten auf dem schmalen Gratweg Hand in Hand
An seine starke Schulter schmiegte sie sich sanft,
Und nicht ein Wörtlein gaben sie der Stille preis.
Und hörten nicht das Knirschen ihres Tritts im Schnee,
Noch eines Zwitscherlings jämmerlichen Ruf,
Ihr Lauschen galt dem eignen bangen Herzen nur.
Vorahnend die Erfüllung seligen Geschicks,
Beschwingten Füßen eilten sie der Höhe zu.

*) Entnommen dem eben im Verlage H. R. Sauerländer und Cie. in Marau erschienenen Gedichtbändchen „Einkehr“. Es ist eine Sammlung schlichter, aber formvoller aus liebeswarmem Herzen emporgestiegener, von einem urteil-starken Intellekt durchgearbeiteter Verse. Ein bestmischer Wanderer schreitet der Dichter durch die Natur, das Leben, die Zeiten. Immer ist er mit sich allein — die „ewig nie gestillte Seele“ — und doch immer trostvoll verbündet mit der gottestrüllten Welt. Seine Gedichte sind G-dankenderlei, in das Gold tiefempfundener Poesie gefasst. In seinem vornehm geschmackvollen Leinenband ein Geschenkbüchlein für den liebsten Freund!

Und hier die Bank, hier ward zu zweier Menschen
Rast
Sorgsam das Polster schimmernden Schnees hinweg-
gewischt.
Hier sassen sie, und wie mit Kinderaugen sah'n
Sie auf das unbewegte weite, weiße Meer,
Das Häusertrüpplein, in der Kälte dicht geduckt,
Den fernen Wald, vom Dämmernebel leis verhüllt
Und fühlten, in der unentweihnten Einsamkeit
Dankfromm erschauend, tiefes Gottbegnadetsein,
Und küssten sich zum erstenmale, und berauscht
Von Wonne wandten sie sich in die Stadt zurück.

Das Menschlein Matthias. Roman von Paul Ilg.

Matthias zog es auch nicht mit Gewalt zur Kirche, um so mehr aber zum Guggisauer Bahnhof, wo er die Mutter nach der Kinderlehre abholen durfte. Das galt ihm jetzt mehr als alle Forellen und Krebse im Riedentobel. Er blieb bestürzt hinunter und sagte flüchtig: „Ja, ich weiß schon ... dann kommen wir zu spät an den Zug!“

Es ruckte und zuckte schon wieder verdächtig in dem Milchgesicht. Aber vor dem Großen loszuheulen war das Ullerschmählichste, was ihm widerfahren konnte. Dann durfte er tagelang nicht mehr neben ihm nach und von der Schule gehen, und ganz bodenlos klang dessen Verachtung, wenn er sagte: „Höz, was bist du für ein minderer Fökel und Lederleschleder!“

Zudem konnte er Konrad nicht leicht etwas abschlagen. Auf allen gemeinsamen Wegen, besonders bei Verfolgungen, Schülerstechen, war ihm der Große ein starker Beschützer; es kam sogar vor, daß dieser der eigenen Mutter wütend entgegengrat, wenn nach seinem Gefühl Matthias eine ungerechte Strafe erlitt.

Aber wie sollte er ihm heute zu Willen sein? Was mußte die Mutter denken, wenn sie bei der Ankunft zum Wagenfenster hinauswinkte und ihr Matthias gar nicht da war? Am Ende dachte sie, er sei krank und bekam voller Angst Herzklagen.

Konrad versetzte ungehalten: „Dummes Zeug, 's wird schon langen. Wir fegen schnell den Bach hinauf und dann hinten herum. Bis um zwölfe ist Zeit genug!“

Die zwei so grundverschiedenen Wesen, beide im gleichen mattbraunen Tschlergewand aus schwartenzähem Stoff mit halblangen Hosen, sahen aus wie David und Goliath. Konrad hatte vor dem Kleinen jedoch eine fingerbreite blaue Stahlkette voraus, an der eine arg verbeulte, riesenhafte Jahrmarktsuhr von Messing hing. Das Monstrum kam als Zeitmesser nicht in Betracht, trotzdem der Besitzer die Launen des „Werkes“ eifrig studierte, um aus den Abweichungen doch wieder einen Maßstab für den Stand der Zeit zu gewinnen. Ihre Unzuverlässigkeit schuf ihm öfters Vergernis, dessen ungeachtet ließ er keinen Tadel auf die

Uhr kommen. Er hielt sie Matthias auch jetzt stolz vor Augen: „Du brauchst mich nur zu fragen, ich sag' dir's dann schon, ob's Zeit ist!“

Das Zifferblatt war in Trümmern, der Stundenzeiger bloß noch ein elender Stumpf, von dem höchstens ein Geometer die ungefähre Richtung angeben konnte.

„Wieviel ist es denn jetzt?“ fragte Matthias, der dem Meisterwerk keinen Schritt weit traute. Der Große bewies jedoch mit Hilfe eines Streichhölzchens, daß der Stumpf ungefähr auf neune wies, während der Minutenzeiger im ersten Viertel stand — folglich ging es auf zehn, und mehr brauchte man nicht zu wissen. Er hatte die Uhr überdies vor dem Aufbruch genau nach des Vaters Remontoir gerichtet. Da- nach wagte der Kleine natürlich keinen Zweifel mehr auszusprechen. Er mußte mit, wie sehr auch sein Herz, das die schöne Erwartung so viele Stunden schon treulich hegte, über den Frevel erschraf. Augenblicklich verschwand Konrad seitwärts im Gebüsch, und in weitem Bogen ging's um die „Einkehr zum Gupf“ herum, dem geheimnisvoll brausenden Loch zu.

Wald gab es auch einige Erlebnisse, die Matthias unwillkürlich gefangen nahmen. Eichhörnchen kamen in Sicht, auch ein Häher verriet sich durch sein höhnisches Krächzen, und der Schleuderer schlich mordlüstern unter den leise schwankenden Baumkronen hin. Ein alle Sinne erregendes Wispern, Knacken, Rauschen und Flügelschlagen war im Gehölz, das Insektengesücht lebte schwarmweise auf in der überall durchsidernden Sonnenglut. Im Gehen phantasierte Konrad wieder nach Herzensus von Jagden, auf die er fünfzig im Urwald ausziehen werde. Da fegte man nie anders als zu Ross, mit Stiefeln bis zum Bauch, roter Schärpe, darin Messer und Pistolen steckten, einem „doppelt so großen“ Filzhut und geladener Flinte durch die Wildnis und mußte zu allemhin noch herrgottsmäßig aufpassen, daß man nicht etwa aus Versehen ein brennendes Streichholz wegwarf, weil sonst im Handfehrum ein Präriebrand entstand, bei dem das Feuer zweimal so schnell lief wie das schnellste Ross und alles jämmerlich umkam. Dafür gab es aber dort auch so viel zu schießen, daß man jedesmal die Hälften liegen lassen mußte. Von den Löwen und Tigern nahm man sowieso nur die Felle, den Elefanten riß man die Stoßzähne aus und Papageien schoß man bloß aus Narretei oder zum Ausstopfen. Aber die gefährlichste Jagd war auf Riesenjagd. Die wanden sich schlau um die dicken Nester, so daß sie kaum zu sehen waren, schossen dann mit aufgesperrtem Rachen unversehens herunter und verschludten „einen“ mit Haut und Haar, womit sie dann für viele Wochen wieder genug hatten. Wer sich davor fürchtete, mußte eben bei den Weibern in der Farm bleiben und den Aufseher über die Neger machen.

Matthias, der schon vor einer Blindschleiche davonlief und im Gebüsch keinen beherzten Schritt wagte, entschied sich im stillen ohne weiteres für den Aufseherposten, falls er, wie Konrad vorgab, wirklich mit hinüber mußte. An dieses „Muß“ mochte er nicht gerne glauben. Er hatte schon mehrfach Reden aufgeschnappt, die verrieten, daß seine Mutter lieber bleiben wollte, wo sie war, und darum mochte er von Amerika auch nichts wissen. Diese Abtrünnigkeit ließ

er den Großen freilich nicht merken. Zudem ertrug er ohne Murren alle Mühen des abschüssigen Pfades sowie auch die härtesten Schmähungen, wenn er dem Jäger durch zu geräuschvolles Auftreten das Wild verscheucht haben sollte. Es konnte ja leicht eintreffen, daß er heute zum letztenmal Konrads Gefährte auf verbotenen Wegen war. Inbrünstig wie ein Gebet stieg der Gedanke empor. Ihn juckte es nicht in den Fingern, nach den munteren Hüpfen und Schlüpfen des Waldes zu zielen. Sein Herz stöckte, als er sah, wie Konrad, um andere Beute verlegen, auf einen lustig schmetternden, vertraulich nahen Buchfink anlegte, der dann jäh verstummte und schwer wie ein Tannzapfen zu Boden fiel. Schuldbewußt, verdonnert harrte Matthias auf einen furchtbaren göttlichen Fingerzeig, während der Mörder das zarte fliehende Leben gewissenlos in den Händen hielt, gleich einem Fischher berauschte und das tote Jubelchen — ein Braten für die Raie — gleichmütig einsteckte.

„Doch du dich nicht etwa verplapperst — das braucht niemand zu wissen!“ drohte er Matthias, der noch immer den Fuß nicht heben, die Langmut des Himmels nicht fassen konnte und dem Großen die böse Tat im Spiegel der tieferschrockenen Seele deutlich zu erkennen gab. Für heute hatte die Schleuder Ruhe. In einer Anwandlung von Reue schnitt Konrad eine dicke Weidenrute ab, die er sachgemäß verkürzte und beklöpfte, bis eine tönende Flöte herauskam, womit er den unseligen Knappen zu versöhnen hoffte. Dann begann eine andere Jagd, die sonst auch dem Kleinen nicht schlecht gefiel. Das war unten am Bach, da zogen beide Jade und Schuhe aus und widelten die Hosen auf, so hoch es nur ging. Das Wasser floß quellfrisch und klar auf goldbraunem Grund durch die dunkelgrüne Tobelnacht, in der nur vereinzelte Strahlen aufzuckten. Wildlaunige Libellen, träge gaukelnde Kaffeesafalter, zickzackfrohe Wasserläufer huschten drüber hin, und wo der Bach Wirbel trieb, schwänzelte hier und da, nur scharfen Augen sichtbar, eine junge, leichtsinnige Forelle. Die alten, schweren, gewichtigen standen am Tage regungslos, wohlgeborgen in den Höhlungen des Uferrandes. Aber Konrad kannte ihre Verstecke; häuchlings rutschte er an den Böschungen hin, und eine schnell zu packende Hand stieß immer wieder gierig in den Schlamm, wonach dann wohl etwa ein gespenstischer Schatten blitzschnell hinüberfuhr, das Wasser sich trübte und der Fischer lästerlich fluchte. Matthias mußte das Mizgeschick büßen. In einer halben Stunde war er zehnmal ein dummer Sieb, ein fauler Leimsieder oder sonst ein landläufiges Uebel, weil er, der gebückt im Wasser stand, um genau aufzupassen, den lebenden Pfeil weder fassen noch verfolgen konnte. „Dümmer als Tulpe!“ war's, wie er sich heut wieder anstellte. Um meistens ärgerte den Großen das zaghafteste Wimmern und Mahnen: „Jetzt ist's aber Zeit! Wir müssen gehen, wir kommen zu spät!“ Der Teufel mochte so Fische fangen. Er hatte vollkommen recht. Matthias war nicht nur ein täppischer, mit Blindheit geschlagener Handlanger, er krümmte sich und schrie dazu noch wie ein kleines Mädchen, wenn er auf spitze Steine trat oder ausrutschte. Ihm lag nur noch im Sinn, so schnell als möglich bergan zu stürmen und zu verhüten, daß die Mutter den traurigen Gedanken fasste, er sei ihr aus Lieblosigkeit nicht entgegen gekommen.

„Da sieh, was du für ein sauberes Pflänzchen hast, dem ist es zu viel, dich von der Bahn abzuholen; er stromert lieber im Wald herum!“ würde die Bassotte vielleicht zum Willkommen spotten.

Wenn die Enttäuschte aber vor Gram gleich wieder umkehrte? Und plötzlich stand Matthias auf dem Trockenem, las Schuhe, Rock und Hut zusammen und singt an die Beine zu werfen, daß der Große vor Staunen über diese Gehorsamsverweigerung gar nicht vom Fleck kam.

„Lauf nur, du Narr“ rief er hinter ihm her.
„Ich geh' jetzt heimzu,
s' ist sowieso zwölfe vorbei!“

Der Flüchtling ließ sich nicht beirren. Er stürmte schier besinnungslos aufwärts wie jener rühmliche Läufer von Glarus, der seinem im Grenzstreit mit Nachbarn liegenden Volk eine Bergspitze gewinnen wollte und seinen letzten Atemzug dransezte. Die Schuhe trug er in der Hand, obgleich ihn Dornen und Steine stachen, kaum gab er acht, daß er nicht auf eine Schnecke, Kröte oder Blindschleiche trat. Was hieß eine Bergspitze gegen die Liebe der Mutter, die hier auf dem Spiele stand? Darum wollte er gar nicht begreifen, wie blutwenig Atem und Ausdauer in seinem Leibe war. Immer mußte er wieder rasten, mühsam Luft holen; auch die Beine taten, als wollten sie keinen Schritt mehr weiter. Schwach zum Umsinken erreichte Matthias den Stafelweg nach Guggisau, von wo er nach unten und oben Ausschau halten konnte. War's wirklich schon so spät? An den Tischen drunten sahen Leute, aber erkennen konnte er niemand. Viel sah er überhaupt nicht mehr. Die Erschöpfung raubte ihm zugleich Licht und Bewußtsein. Aus der tiefen Schwäche wuchs langsam ein bleierner Schlauf. Er lag mit zerstochenen Füßen unter einem Busch, hielt noch die Schuhe krampfhaft fest, denn der Traum machte schlüpfrige Forellen daraus, und die Bäden glühten im Grünen wie reife Erdbeeren.

Aber ein guter Geist hatte das Bürschchen dahin gebettet, und schöner konnte Jakobs Traum von der Himmelsleiter auch nicht gewesen sein, als Matthias' Erwachen in den Armen der Mutter, die wahrhaftig in Sorge vom Gupf niederstieg und den Vermissten wie ein verwunschenes Prinzelin oder wie man eine schöne Blume pflückt, schlafend vom Boden aufhob.



Arthur Riedel, Basel: Winterlandschaft.

Zuerst sah er nur den grünen Sonnenschirm, auch nicht anders als eine Märchenblume am Wege schillern, dann spürte er einen erinnerungsvollen Duft und endlich enthüllte sich das Mittagswunder so klipp und klar, daß er die ledernen Forellen sorglos fahren ließ und ganz im Glück des Wiederfindens aufging.

„Nein, sag aber auch! Das sind mir ja heitere Boten, die unterwegs, mir nichts, dir nichts, gemütlich einschlafen und sich den Kuckuck drum türmern, was aus den Gästen wird. Wohl, da kann's Heimweh auch nicht groß gewesen sein!“ schmähte die Mutter zum Schein, nicht ahnend, Welch heiße Quelle sie damit zutage förderte. Das aufgestaute Weh des Kindes riß bei diesen Worten alle Dämme ein und setzte lange jede Freude unter Wasser. Matthias hielt die Geliebte fest umklammert, als könnte sie ihm wieder entrissen werden, und heulte dazu schrill wie ein Sägewerk in ihre Röcke hinein: „Ich hab' doch mit dem Ro-Konrad ins Loch müssen, Fo-Forellen fangen. Er hat mich ja nicht fortgelassen!“ woraus die Ueberraschte sich alles weitere leicht erklären konnte. Brigitte Böhi war nicht taub für den Schmerz, der sie wie ein reißendes Tier anfiel und wahrlich nicht aus einem Löchlein pfiff. Eine Fahne im Sturm — so flatterte ihr Herz im Leib, mit auferweckten Sinnen lauschte sie dieser wilden Musik der Not, der Sehnsucht, der Liebe ...

Hoch oben am Felsen standen die beiden in Mittagsglut ... eine junge, lebensfrohe Mutter — ein hilfloses, verstoßenes Kind: sie hatten sich eben gefunden, von Geisterhand zusammengeführt, hielten sich eng umschlungen und wußten nichts mehr von Himmel und Erde, Sonnenbrand

und Stundenflug. Eine Fahne im Sturm, so flatterte das Mutterherz von den Schmerzenstönen der kindlichen Brust, und schwere Wolken der Schuld zogen über ihr hin. Oh, diese Not war nicht von heute, was alles hier überfloss, mußte in Morden und Jahren erwachsen sein! Eine namenlose Not, nicht zu erfragen, mit Worten zu bezeugen, aber wühlend, brennend, lichterloh, eine, die zum Himmel schrie: „Mach Ende, Herr, mach Ende!“ Sie schlug an die Pforte der Seele wie der Ruf eines Verfolgten in sternloser Nacht, und die Tore sprangen auf, ahnungsvolle Arme breiteten sich, das glühende Leid zu umfangen.

„Sei nur wieder still, du lieber armer Schlüder!“ beschwichtigte das junge Weib, selig in der Wandlung des Gemüts, das bereit war, dem Kinde ganz zu geben, was des Kindes ist, und im Angesicht des weithin offenen Himmels, über all den blühenden Landen, blauenden Wassern den Schwur tat, künftig eine bessere Mutter zu sein.

(Fortsetzung folgt.)

Frédéric, das Wunderkind.

Erinnerung an Chopin. Erzählt von Max Karl Böttcher.

Der große Konzertsaal des Odeon-Palastes zu Warschau war bis auf den letzten Platz gefüllt. Viele hohe Militärs, glänzende Hofkleider und neueste Pariser Frauen-Gewänder sah man in den Logen und Rängen, kurz, die vornehmste Gesellschaft der polnischen Hauptstadt war zugegen; denn der Großfürst Konstantin, der neue und gefürchtete russische Militär-Gouverneur von Warschau, hatte dies Konzert befohlen.

In einer Loge des ersten Ranges saß der Direktor des Konservatoriums, der um diese Zeit (man schrieb das Jahr 1819) sehr bekannte Joseph Elsner und der nicht weniger angesehene Klavierpädagoge Zywny. Dieser, ein Böhme, nahm jetzt das Programm zur Hand und sagte alsdann nachdenklich: „Zwei Sterne am Kunsthimmel werden wir also heute hören: einen aufgehenden und einen, der den Zenith seines Ruhmes erreicht hat! Stimmt's, Herr Elsner?“

„Sie haben Recht, bester Zywny! Die Catalini, die gefeiertste Sängerin der Welt, wollen wir gern hinnehmen, aber uns diesen Knaben, diesen Frédéric Chopin, eine Null, vorzusezen, finde ich anmaßend!“

„Bist! Still! Um Himmels Willen!“ flüsterte Zywny. „haben Sie Sehnsucht nach Sibirien? Seit dieser finstere Großfürst Konstantin Machthaber in Polen ist, haben die Wände Ohren! Er soll von asiatischer Grausamkeit sein und jeden falt vernichten, der ihm widerspricht!“

„Weiß es, weiß es! Aber was hat das mit dem Wunderknaben, dem Frédéric Chopin zu tun, dessen Name noch nie einer gehört hat!“ — Der Böhme Zywny neigte sich dem Kollegen zu und zischte ihm ins Ohr: „Die Catalini hat den Chopin protegiert! Sie ist vom Zaren nach Russland berufen und hat auf ihrer Durchreise durch Warschau die Gastfreundschaft des Großfürsten Konstantin erlangt, und von diesem, der sie gern einmal öffentlich singen hören wollte, erreicht, daß mit ihr zugleich der kleine Chopin auf dem Flügel spielen darf.“

„Aha, jetzt begreife ich alles! Nun sagen Sie mir aber, bester Freund: Chopin? Frédéric Chopin? Wie kommt das Kind zu dem französischen Namen und woher kennt die Catalini diesen Knaben?“

„Auch darüber weiß ich Bescheid! Der Vater des Wunderkindes ist ein Franzose, aus Nancy stammend und folgte vor Jahren der Gräfin Skarbek als Hauslehrer nach Polen und heiratete eine gebildete polnische Dame, die

sehr musikalisch sein soll. Auf dem Gute der Skarbeks, in Zelazowa-Wola, zwei Meilen von Warschau, lebt nun heute noch die Familie Chopin, dort ist auch der kleine Frédéric geboren worden und dort hat die Catalini, die die gräßliche Familie von Paris her kennt und nun zu Besuch in Zelazowa weilt, das Wunderkind Frédéric spielen gehört. Sie war begeistert von seiner gottbegnadeten Kunst, und das übrige ist nun leicht zu erraten. Um der schönen Frau gefällig zu sein, hat der kaiserliche Gouverneur ihrem Wunsche stattgegeben und das Wunderkind für das heutige Konzert befohlen! Aber still, der Großfürst betritt soeben die Loge.“

*

Das Konzert hatte begonnen. Die Catalini sang be törend schön, aber im Künstlerzimmer saß unterdessen ganz allein Frédéric Chopin, ein blässer Knabe von knapp 10 Jahren. Er war von seltener, auffallender Schönheit. Besonders die großen, schwarzen Augen wirkten, wenn er jemanden voll anschaute, geradezu bannend, und es darf daher nicht Wunder nehmen, daß dieser schöne und gottbegnadete Mensch bald der Liebling aller Frauen wurde.

Jetzt langweilte er sich. Vater und Mutter und die Gräfin Skarbek, die mit ihm vom Schlosse Zelazowa hereingefahren waren, saßen im Parkett und hörten das Konzert. Da schlich sich Frédéric aus dem Künstlerzimmer, geriet in einen Seitengang, der unbeleuchtet war und zur Bühne führte, und von da aus konnte man einen Blick in den großen Saal werfen und zwar gerade auf die Hofloge, in welcher Großfürst Konstantin mit seinem Gefolge saß. Der junge Chopin, der in den letzten Wochen viel von dem grausamen und harten Machthaber gehört hatte, wurde von dem hageren, pergamentgelben, durch eine mächtige Halsnase scharf gekennzeichneten Antlitz so erschreckt und geschockt, daß ihn schauderte, aber dann risk er sein Skizzenbuch aus der Tasche, lehnte sich an die Wand und zeichnete im Widerschein der Rampenlichter blitzschnell das abstoßende Gesicht des Großfürsten. Nun muß man wissen, daß Chopin trotz seiner Jugend mindestens ein ebenso guter Zeichner wie Musiker war, und als Karrifaturenzeichner hätte er sich bestimmt einen großen Namen gemacht. Allmutter Natur hatte diesem Menschenkind wahrlich in überschwänglicher Weise aus dem Füllhorn ihrer Gaben geschüttet. In seinem Eifer bemerkte der Knabe nun nicht, daß im Bühnengang ein Mann der Geheimpolizei des Gouverneurs Posten stand und nun dem Knaben über die Schulter schaute und sah, was er da malte und sofort dem Geheimchef Lypinski Mel dung erstattete.

Unterdessen nahm das Konzert seinen Fortgang. Der Beifall für die Catalini war so rauschend und ehrlich, daß sich die Sängerin zu einer zweiten und dritten Gabe ihrer Kunst verstehen mußte. Während dieser Zeit war auch Frédéric ins Künstlerzimmer zurückgekehrt und kam nun an die Reihe. Mit Spannung erwartete das zahlreiche Publikum den Wunderknaben, der von der Catalini und dem Gouverneur protegiert wurde, und als das schöne, aber schüchterne Kind das Podium betrat und sich scheu verneigte, hatte es sich bereits die Sympathien vieler Konzertgäste erworben. Nun begann sein Spiel. Er bot nur eigene Kompositionen (man bedenke: mit neun Jahren) und zwar zunächst eine Polonaise, dann einen Walzer und schließlich eine Mazurka, und von Stück zu Stück steigerte sich der Beifall. Was dieser Halbpolen bot, war von natürlicher Anmut, vielleicht ein wenig zu zart im Anschlag, man könnte fast sagen, zu „Leidumflort“, wie der Rezensent schrieb, zu schwermütig für ein Kind dieses Alters, aber die Zuhörer, alles Polen durch und durch und als solche von tiefstem nationalen Empfinden, fühlten sehr wohl, daß die Töne aus heimatlichem Boden gewachsen waren, daß das polnische Element zu spüren war: schwärmerisch, voll kaum verhaltener